

Hermann Alexander Beyeler
Gerd J. Schneeweis
Bozzetto
Roman

6

München, den 14. Februar 2013

»Aber zurück nach Paris«, nahm der alte Kunsthändler, in dessen Wohnzimmer Bilgeri und Prückner Platz genommen hatten, den Faden seiner Erzählung wieder auf. »Auf der einen Seite war ich Stellvertreter Rosenbergs, was allerdings eine reine pro-forma-Sache war, da Rosenberg sich für unersetzlich hielt und grundsätzlich alles selbst in die Hand nahm. So hatte ich jede Menge Zeit, um mich sorgfältig in den Pariser Kunstmarkt einzufinden. Während Rosenberg unermüdlich seine Kriegsbeute zusammentrug, spürte ich, wie sich der Kunsthandel in Zeitraffergeschwindigkeit den neuen Verhältnissen – wie ein Chamäleon – anpasste. Paris war über Nacht zum neuen Dreh- und Angelpunkt des Europäischen Kunstmarkts geworden. Inmitten der ärgsten Kriegswirren begann man dort am großen Rad des internationalen Kunstmarktes zu drehen. Nicht nur die Deutschen mischten dabei kräftig mit, auch die Holländer, die offiziell neutralen Österreicher und insbesondere die Schweizer verstanden es großartig, sich dabei ihre dicken Scheiben Wurst und Käse abzuschneiden. Denen war doch völlig egal, woher die Kunstwerke stammten! Der wahre Anreiz bestand, wie immer, im billigen Erwerb. Diese günstigen Konditionen wiederum wurden einzig und alleine dem stark abgewerte-

ten Franc zugeschrieben. Lediglich eine weitere Kursschwankung, welche findige Händler seit jeher auszunutzen verstanden. Genauer hat da keiner hingeschaut.

Ich jedenfalls fand auch im Pariser Kunsthandel schnell meine Verbündeten, außerdem stand ich ja sozusagen immer noch in Diensten von Göring. Die ärmsten Säue waren natürlich die jüdischen Kunsthändler. Aber das waren auch jene mit den besten Verbindungen zu den besten Kunstwerken und deren Verkäufern. Die jüdischen Galeristen Allen und Manon Loebel wurden so zu meinen Verbindungsleuten in Paris. Über ihre Galerie konnte ich eine große Anzahl von Verkäufen mit den Deutschen abwickeln. Das meiste davon ging an Göring persönlich, er hat immer brav bezahlt. Weil gerade Göring sehr daran gelegen war, die Verbindung zu den Loebels aufrechtzuerhalten, konnte ich, durch meine Beziehungen zu den verschiedenen Nazibehörden lange für den Schutz der Loebels garantieren. Selbst als die Gestapo im Zuge ihrer immer radikaleren Verfolgungsmaßnahmen auch die Loebels ins Visier nahm, habe ich mit einem Schreiben an Göring erreichen können, dass die beiden Kunsthändler mir persönlich zur Verfügung gestellt wurden. Fakt ist, die Loebels haben überlebt. Ohne meinen Schutz wären sie ein leichtes Opfer der Gestapo geworden.«

»Schön und gut, aber für Heiligsprechungen sind wir nicht zuständig. Warum erzählen Sie uns das alles?«

»Damit Sie verstehen können, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Damit Sie besser verstehen können, warum ich kein fanatischer Anhänger Hitlers war. Vielleicht einer, der sein Fähnchen immer in den richtigen Wind gehängt hat, mag sein. Ich bitte Sie ja auch nicht um Ihr moralisches Urteil, ich beschreibe Ihnen lediglich Tatsachen. Welche Rückschlüsse Sie daraus ziehen ist Ihre ganz persönliche Entscheidung.«

Mit diesen Worten streckte Luger seinen rechten Daumen in die Höhe. »Beschreiben Sie doch einmal meinen Daumen.«

Max und Bilgeri schauten sich fragend an. Max übte sich in vornehmer Zurückhaltung. Er wollte Luger nicht noch mehr verärgern, also sagte er einfach nichts. Bilgeri beugte sich näher zu Luger und musterte den verkürzten Daumen genau. »Na ja, was soll man da sagen? Die Hälfte des Daumens fehlt.« Luger schwieg. »Es sieht allerdings etwas seltsam aus. Man sieht keinerlei Narbenbildung, war das von Geburt an schon so?« »Nein«, Luger schüttelte leicht seinen Kopf. »Das ist – ähm ... sagen wir – eine Kriegsverletzung. Eine, die ich mir kurz vor dem Einzug der alliierten Streitkräfte in Paris zugezogen habe, auf meinem letzten Beutezug sozusagen.

Es war im Sommer 1944. Viele von uns wussten, dass der Krieg für Hitler verloren war, aber der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg machte weiter unerbittlich Jagd auf Juden und Kunstschatze. Ein ganzer Schwarm von Kollaborateuren und zwielichtigen Kunsthändlern hatte Rosenbergs Räubern dabei für einen Judaslohn zugearbeitet und Listen verborgener Depots in Schlössern und Klöstern erstellt. Als eine besonders ergiebige Quelle wertvollster Schriften und Folianten hatte sich das ehemalige Jakobinerkloster in der Rue du Faubourg Saint-Honoré erwiesen. Die dortige Bibliothek beherbergte mehr als 30.000 Einzelstücke, allesamt so selten wie wertvoll. Alle unversehrt und in bestem Zustand, obwohl das Kloster von 1789 bis 1794 von dem sogenannten Bretonischen Club besetzt war und sich in diesen fünf Jahren zum Hauptquartier der französischen Revolution unter Robespierre entwickelt hatte. Wenn man sich im Gegensatz dazu die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von den Alliierten in Deutschland besetzten Häuser und Wohnungen angeschaut hat, blieb nach deren Räumung allenfalls Schrott zurück. Alles andere war zerstört oder gestohlen worden. Aber von dieser Plünderung Deutschlands spricht heute kein Mensch mehr!«

Empört hatte Luger die Stimme erhoben. »Auch die Hausbesetzungen in den 68er Jahren gingen fast immer mit der bewussten Zerstörung des legitimen Eigentums der vorherigen Besitzer ein-

her. Übrig bleibt immer nur der Schrott. Die französischen Revolutionäre waren da bedeutend feinfühlicher. Sie haben die Kulturgüter unangetastet gelassen und das gesamte Kloster nach der Hinrichtung Robespierres einfach versperrt und versiegelt.

Der Hinweis auf die riesige Bibliothek hatte schließlich Rosenberg höchstpersönlich auf den Plan gerufen, obwohl der sich zu dieser Zeit bereits weit häufiger in Berlin als in Paris aufhielt. Er kam mit einem unglaublichen Aufgebot, um das Kloster in größter Eile auszuplündern. Dutzende von Militärfahrzeugen zum Abtransport der Bücher standen bereit, und zwei Hundertschaften Wehrmachtssoldaten waren angetreten, die Bibliothek zu räumen. Den Abtransport zu organisieren, war relativ einfach: Alles wurde in Kisten verpackt und mitgenommen. Jedes Buch stand noch genauso, wie es 150 Jahre zuvor bereits gestanden hatte. Die Fenster hatten so erstaunlich dicht gehalten, dass sich kaum Staub in den Regalen abgelagert hatte. Wir hatten die Bibliothek aus ihrem Dornröschenschlaf gerissen und waren nun dabei, die letzte fette Beute zu machen.

Rosenberg und ich hatten bald keinerlei administrative Aufgaben mehr zu erledigen, da die Gruppenführer ihre Soldaten ohnehin zu größter Eile antrieben. Ich für meinen Teil habe diese Zeit genutzt, mir die verschiedenen, immer tiefer in die Geschichte führenden Säle der Bibliothek etwas genauer anzuschauen. Die beiden hintersten Räume der verzweigten Bibliothek waren durch einen Durchgang voneinander getrennt, eine Art Abstellraum. Ohne Fenster, ohne Tisch und ohne Bücher. Nur Gerümpel. Da ich diesen Raum mehrfach passierte, fiel mir schließlich ein dunkles Monstrum von einem Bild auf, das dort in einem einfachen Rahmen an der Wand hing. Es war – erkennbar auf den ersten Blick – eine unprofessionelle Arbeit. Aber immerhin handelte es sich dabei – und das war genauso gut erkennbar – um eine sehr bekannte Motiv. Es zeigte eine schmerzhaft schlechte Kopie des Wandfreskos in der Sixtinischen Kapelle, das Michelangelo Mitte des 16. Jahrhunderts schuf: Das Jüngste Gericht.

Jene Kopie war auf eine ziemlich dicke und schwere Holzplatte gemalt. Ich bat also zwei Soldaten, das Bild von der Wand zu nehmen, weil ich es mir genauer ansehen wollte. Irgendwie ging von dieser Tafel eine gewisse Faszination aus. Je mehr ich mich mit der Komposition der Perspektive des Gemäldes beschäftigte, desto klarer wurde mir, wie wenig die wirklich sehr primitive Malweise zu der genialen Gestaltung passte.«

Dabei wandte er sich Max und Bilgeri zu, die natürlich längst wussten, dass Luger ihnen gerade erklärte, wie und vor allem wo er den Bozzetto in Paris gefunden hatte. Sie wagten aber nicht, ihn zu unterbrechen, weil sich in diesem Moment der wichtigste Teil ihrer Mission zu erfüllen schien.

»Wissen Sie, wenn man Kunst als solche zu erkennen glaubt, und die handwerkliche Ausführung in heftiger Diskrepanz dazu steht, dann muss man weiter auf Spurensuche gehen. Bei einem Gemälde gibt es immer die Möglichkeit einer Übermalung.

Ich habe die Tafel von der Seite betrachtet und war mir dadurch schon ziemlich sicher, dass eine Übermalung vorliegen könnte. Also habe ich genau das getan, was jeder gute Restaurator tut. Ich habe vorsichtig versucht, die oberste Malschicht mit meinem Dauernagel abzukratzen. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber das Abkratzen von Malschichten mit den Fingernägeln gehört heute immer noch zu den probatesten Mitteln, um eine Übermalung wieder zu entfernen. Mit keinem anderen Werkzeug kann man mehr Gefühl für diese diffizile Arbeit entwickeln.

Da die Malschichten der Tafel sehr hart durchgetrocknet waren, habe ich nur sehr langsam den Farbauftrag herunterkratzen können. Zu allem Überfluss war die obere Farbschicht auch noch extrem dick, so dass ich schon einen ganzen Fingerhut feiner Farbpartikel beisammen hatte, als ... «

Luger verharrte einen Augenblick. Es schien ihm schwer zu fallen, über dieses Erlebnis zu sprechen. »Ja, als ... als ich endlich auf die originale Malschicht gelangt war, sah ich – nein, spürte ich –

einen Blitz, eine Art Stromschlag durchzuckte meinen Arm ... meinen ganzen Körper. Ich konnte – musste – fassungslos mit ansehen, wie mein Daumen, der die untere Malschicht nur für den Bruchteil einer Sekunde berührt haben mochte, glühte, erst gelb, dann rot, dann weiß – und dann war der Daumen weg. Fast zwei Drittel meines Daumens waren einfach verglüht. Ich weiß bis heute nicht, wie ich das beschreiben soll. Es war ein unvorstellbarer Schock für mich. Nie wieder habe ich von etwas Vergleichbarem gehört oder etwas Derartiges gesehen, deswegen kann ich es auch kaum beschreiben. Während des Geschehens war die kleine Kammer von einem gleißend hellen Licht durchströmt, das wohl ebenfalls von diesem Blitz, von dieser unheimlichen Kraft, ausgegangen sein musste.

Äußerst seltsam an diesem Erlebnis war jedoch auch, dass ich keinerlei Schmerz empfunden hatte. Einen Schock, einen Elektroschock vielleicht, aber keinen Schmerz. Nur der Daumen – Sie sehen ja –, der war weg. Er hat weder geblutet, noch konnte man den Knochen oder Sehnen erkennen, nichts. Nach zwei Tagen sah mein Daumen genauso aus, wie er heute aussieht: glatt abgetrennt.

Erlauben Sie mir bitte jetzt eine kleine Pause. Es hat mir nicht gut getan, diese Geschichte noch einmal in Gedanken erleben zu müssen.« Mit diesen Worten stand Luger unvermittelt auf. »Wenn Sie irgendetwas brauchen«, lächelte er, »schnipsen Sie einfach mit den Fingern. Er kommt dann sicher, mein Sekretär. Genieren Sie sich bitte nicht, Sie haben ja noch beide Daumen.« Damit verabschiedete sich Luger und ließ Max und Bilgeri alleine im Wohnzimmer seiner imposanten Villa zurück.